



Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.

## Ein Unfall zur See.



— Ach, was ist da geschehen?  
— Nichts, gnädige Frau; blos ein kleiner Riß durchs  
Universum . . .

## Aepfel.

Eine Ehehändsgeschichte von M. Kolloden.

### I.

„Tina, Du Tina!“ flüsterte der dicke, ältliche Doktor Albert Weißlich, nachdem er die auf seinem Nachttischchen befindliche Kerze angezündet hatte.

Tina, seine reizende, junge Frau, die neben ihm im breiten Ehebett den festen Schlaf der Gerechten schlief, rührte sich nicht.

„Tina, Tinchchen, liebes Tinchchen!“

Der Doktor konnte nichts von ihr sehen, als den vollen blonden Zopf, der sich von dem weißen Kissen, auf welchem das dazu gehörige Haupt ruhte, bis hinab auf die blaueidene Steppdecke ringelte, und mit seinem graciös geschwungenen Ende fast denjenigen Theil ihres Körpers erreichte, der dem Gatten zugekehrt, sich eines zwar verdeckten, aber achtunggebietenden Umfangs erfreute. Augenscheinlich war es dem Doktor um eine legitime nächtliche Inspection in diesen versteckten, ihm zugehörenden Regionen zu thun, wenigstens konnte man dies aus dem Manöver seiner Hände folgern.

Eine junge, gesunde Frau aber, über deren Scheitel noch nicht fünfundsanzig Sommer dahingegangen sind, verfügt über einen ganz anderen Schlaf, als ein um dreißig Jahre älterer Mann, der das Leben mit allen seinen Genüssen so ziemlich hinter sich hat, und es war daher natürlich, daß die schöne, üppige Tina durch die mehr minder diskreten Liebtoungen ihres Gatten nicht sogleich erweckt wurde. Nur ein leichtes Zucken ging durch den schönen Körper, während die regelmäßigen, tiefen Athemzüge darauf deuteten, daß der Schlummer bis jetzt nicht die geringste Einbuße erlitten hatte.

Doch Beharrlichkeit führt immer zum Ziel. Tina warf sich plötzlich mit einem hörbaren Ruck herum, so daß sie auf den Rücken zu liegen kam, wobei sich unter der Decke hervor ein leicht grunzender Ton dem Ohr vernehmbar machte, den sich die freundliche Weserin deuten mag, wie sie will und kann; ihre bis dahin eingezogenen Beine streckten sich, die gefalteten Hände warf sie über den Kopf, und ohne die Augen zu öffnen, hauchte sie ein leises: „Komm!“ Dieses „Komm!“ schien der Doktor nicht erwartet zu haben und es kam ihm ungelegen. Schnell zog er seine Hand zurück, und ohne sich zu rühren, ja selbst den Athem zurückhaltend, blickte er beobachtend auf seine Gattin, in seinem Herzen wünschend, dieselbe möchte dem kühnen, unter einem unbezwinglichen Willensdrang ausgeführten Weckversuch nicht weiter Folge geben und wieder einschlafen.

Obgleich er erst wenige Jahre verheirathet war, hatte das „Komm“ doch schon lange aufgehört verlockend für ihn zu klingen, es hatte für ihn vielmehr etwas Schreckhaftes, was ein Jeder im Hinblick auf seine fünfundsünfzig Jahre ganz begreiflich finden dürfte.

Eine Weile rührte sich weder Mann, noch Frau, und schon wollte Doktor Weißlich wieder leise und vorsichtig das Licht löschen, als Tina plötzlich, offenbar durch die rückwirkende, erst jetzt zur vollen Geltung kommende Kraft der vorhin angewandten Weckmittel zu vollem, lebendigem Bewußtsein

gebracht, sich auf den gekitzelten Theil aufsetzte und die hübschen, großen, blauen Augen weit aufreißend, ihren, im Bewußtsein seiner Schuld sich unter der Decke klein machenden Gatten erstaunt anstarrte.

„Ja Albert, was ist denn los? warum weckst Du mich zu nachtschlafender Zeit? Mir scheint,“ fügte sie schwachtend hinzu, „Du warst zärtlich!“

„Ach, Tinchchen! verzeih,“ antwortete der Gatte kleinlaut, „verzeih mir, aber ich hatte ein unbezwingliches Verlangen.“

„Ein Verlangen? o liebes Männchen, lieber Albert! Du hast schon so lange kein Verlangen gehabt. So komm schnell!“

Wenn der Doktor in ein Mäuseloch hätte kriechen können, so wäre es sicher geschehen. Er schämte sich ungeheuer. „Aber Tinchchen, einziges Tinchchen, das ist es ja gar nicht. So unverschämt werde ich doch nicht sein, Dich nach Mitternacht aus dem besten Schlaf zu wecken, um . . . um . . . nein, mein Kind, das darfst Du von mir nicht glauben,“ stotterte er, „und“, setzte er lebhafter hinzu, „das könnte ja Deiner Gesundheit schaden, ich bin Arzt, bedenke! . . .“

Wenn die hübsche Frau Doktorin schon vorhin erstaunt gewesen war, so hatte sie jetzt noch mehr Ursache dazu, als sie ihren Mann so faseln hörte. „Ich begreife Dich absolut nicht. Zuerst weckst Du mich, redest von Verlangen und nun schüttest Du den Arzt vor! Warum störst Du mich also im besten Schlafe?“

„Aber Tina,“ machte der Gatte bescheiden, „es giebt doch verschiedene Arten von Verlangen.“

„So, verschiedene Arten von Verlangen?“

„Ja, zum Beispiel, siehst Du . . . ich habe jetzt einen schrecklichen Gusto auf . . . auf Aepfel.“

„Du hast einen Gusto auf Aepfel, jetzt, in der Nacht, und deshalb weckst Du mich? Unerhört!“

Die Gattin sprach es in maßloser Verwunderung.

„Ja, auf Aepfel.“

„Aber Du bist doch keine schwangere Frau!“

„Nein, das bin ich allerdings nicht,“ antwortete Doktor Weißlich überzeugungsvoll, und durch diese unumstößliche Wahrheit sicher geworden, knüpfte er daran eine lange Abhandlung über die Unwiderstehlichkeit verschiedener Geschmacksrichtungen auch bei anderen Leuten, als schwangeren Frauen. Einige Zeit hörte die Frau ruhig zu, dann fuhr sie plötzlich mit aller Macht unter die Decke, das einzige inhaltschwere Wort murrend:

„Schafskopf!“

„Verzeih Tinchchen,“ bat der Doktor sehr demüthig um Entschuldigung. „Ich weiß nicht, wie mir plötzlich dieser Appetit gekommen ist, wahrscheinlich, weil Du gestern so wunderschöne Reinette-Aepfel gekauft hast, und dann, ich dachte auch, es wäre ein Mittel zum Zweck. Ich bin seit einigen Tagen etwas verstopft.“

Die Frau that, als ob sie nichts hören möchte und zog sich noch mehr die Decke über die Ohren, unter welcher nun auch der schöne blonde Zopf verschwunden war, doch gab sie in ihrem eigentlich sehr gutmüthigen Herzen der Erwägung Raum, daß sie ihrem Gatten, der sie auf den Händen trug, wohl die nächtliche Freude eines Apfels gewähren könne, zu-

mal auch sie sehr viel auf Das hielt, was er durch den Genuß dieser Frucht erreichen wollte. Diesen löblichen Zweck vor Augen habend, sprang sie daher mit einem Satz aus dem Bett, noch bevor der Gatte das Licht wieder gelöscht hätte und sagte freundlich:

„Nun, Du magst Deinen Reinette-Apfel haben. Du sollst sehen, daß ich auch in der Nacht eine gute Hausfrau sein kann.“

Sie sah bezaubernd aus, als sie nun die Kerze ergriff und nur mit dem feinen Battisthemde bekleidet in das Nebenzimmer eilte, um gleich darauf mit einem prachtvollen Apfel in der einen Hand, einem Fruchtmesser in der anderen zurückzukehren. Damit setzte sie sich, die nackten Füßchen übereinander schlagend, auf den Bettrand ihres Mannes und, die köstliche Frucht gewissenhaft schälend, steckte sie ihrem lieben Alten die sorgfältig ausgekörnten Viertelchen in den Mund, aber erst, nachdem sie jedesmal mit ihren schneeweißen scharfen Zähnen ein Stückchen abgebissen hatte.

Dr. Weißlich war glücklich. Nachdem der Apfel verzehrt war, umarmte er sein Tintchen und zog das reizende Frauchen zu sich hinab . . .

„Merkwürdig!“ murmelte er ein Weilchen später. „So ein Apfel übt eine ganz respectable Wirkung aus. Das ist ja selbst für den Arzt interessant.“

Auch Tina war sehr zufrieden und beschloß, ihren Gatten künftig häufiger mit Äpfeln zu füttern.

## II.

„Kleine Ursachen, große Wirkungen.“ Das Sprichwort macht sich überall im Leben geltend, und Jedermann kann täglich die Folgen beobachten. Als Tina ihrem listernen Gatten in der Nacht den Apfel schälte, dachte sie nicht, daß diese Gutthat für sie weittragende Folgen haben könnte. Und doch war dem so. Jede Nacht verlangte der Doktor einen Apfel, Tina als Entgelt für die durchwachte Stunde Lieblosungen, die trotz der vermeintlichen Wirkung der Erkenntnißfrucht immer spärlicher wurden, obgleich der Doktor noch durch den Genuß von Rothwein und kräftigenden Fleischspeisen das Gleichgewicht zwischen Kraft und Stoffverbrauch herzustellen strebte. Doktor Weißlich wurde immer schwächer, die Tina immer verdrießlicher und liebegliühender. Trotzdem wurde das zu einer wahren Manie gewordene nächtliche Äpfelfressen fortgesetzt, welches in den letzten Wochen immer mit einem traurigen Kopfschütteln von Seiten des Mannes und einem zornigen Augensumfeln und verächtlichen Achselzucken von Seiten der schönen Frau endigte. So wandelte sich der Apfel des gegenseitigen freundlichen Uebereinkommens mäßig zum Apfel der grollenden Zwietracht und sollte, wie einst im Paradiese, zum Sündenfall führen.

Tina war eine brave Frau. Sie hatte den älteren Mann, der ihr in seiner Eigenschaft als Arzt wiederholt in schwerer Krankheit das Leben gerettet hatte, nicht nur aus Dankbarkeit, sondern auch aus Zuneigung geheirathet. Redlich erfüllte sie die Pflichten der Gattin und Hausfrau, und sicher wäre sie auch eine gute Mutter gewesen, wenn sie Kinder gehabt hätte. Die blieben ihr aber versagt. Eine Untreue zu begehen, war ihr bis jetzt gar nicht in den Sinn gekommen. Allerdings wäre es ihr nicht schwer geworden, ihren Mann zu betrügen,

wenn sie gewollt hätte, denn es fehlte der reizenden Blondine durchaus nicht an einem sehr ernstern Courtmacher, der ganz so aussah, als ob er nicht gewohnt sei, mit Frauen nur Scherz zu treiben, ohne auch in die belagerte Festung einzudringen. Das war der junge Assistenzarzt Coëni, ein werther Freund und weitläufiger Verwandter von Weißlich's, in dessen Adern italienisches Blut rollte, und der es verstand, sein brennend schwarzes Auge mit einem Ausdruck in Tinas blaue Sterne zu versenken, der ihr das Blut in den Adern erstarren machte. Das war ein unangenehmes Gefühl, welches eher eine Art Haß in ihr erweckte, als andere Regungen, aber einen Haß, der ihr lieb geworden war und den sie nicht für die Liebe zu jemand Anderem hätte eintauschen mögen. In der letzten Zeit hatte sie sich in ihren Gedanken viel mit Doktor Coëni beschäftigt, der sie und ihren Gatten fast täglich besuchte, und unwillkürlich stellte das blühende Weib Vergleiche zwischen ihm und dem Gatten an, welche sehr zu Gunsten des Ersteren ausfielen, und der sehnsuchtsvollen jungen Brust noch sehnsuchtsvollere Seufzer entlockten. An Ehebruch war aber nicht zu denken, Gott bewahre! und doch, wie schön wäre es gewesen, wenn sie dem jungen Assistenzarzte einmal unter gleichen Bedingungen, wie ihrem Manne hätte Äpfel schälen dürfen! Doktor Coëni merkte sehr bald die Wandlung, die sich in dem Herzen der Frau ihrem Gatten gegenüber vollzog, und er wartete nur auf eine passende Gelegenheit sich zu erklären und die Blume zu gewinnen, nach der er verlangte.

Sie saßen alle Drei am wohlbesetzten, abendlichen Theetisch in der Wohnung von Doktor Weißlich, dieser harmlos und vergnügt plaudernd, Tina unter dem Einfluß von Doktor Coëni's Augen unsicher in Gespräch und Haltung, und der Assistent mit einer Meisterschaft die Unterhaltung führend, die ihn überall in der Gesellschaft zum Herrn der Situation machen mußte. Auf dem Tische stand als Dessert eine Krystallschale mit Äpfeln, unter dem Tische suchte und fand Coëni's Fuß den Tinas. Hastig schrak sie vor der Verührung zurück, und flüchtige Röthe deckte ihre Wangen. Um ihre Verlegenheit zu decken, ergriff sie die Schale mit den Früchten und reichte sie dem Gaste, dann dem Gatten. Doktor Coëni nahm einen Apfel und bot ihn Tina. „Halb part gnädige Frau, und ich bitte ihn zu schälen“, sagte er, während der Gatte das Obst zurückwies. „Danke mein Kind“, wehrte er, „Du weißt, meine Stunde ist noch nicht da. Erweise den Dienst, den Du mir später leisten sollst, jetzt unserem lieben Gaste.“

Die junge Frau machte sich an das ihr leicht von der Hand gehende Geschäft, den Apfel, den sie von Doktor Coëni erhalten hatte, zierlich zu zerlegen, während Doktor Weißlich dem aufhorchenden jüngeren Kollegen in gemüthlicher Weise seine Leidenschaft erzählte, jede Nacht einen Apfel zu essen, den ihm die Frau zurecht machen müsse. Tina war das Gespräch unangenehm, sie liebte es nicht, daß man über sie lachte, und das geschah eben jetzt, denn das Gesicht Coëni's verzog sich zu einem merkwürdig spöttischen Ausdruck, als er malitiös bemerkte:

„Dann wird wohl der gemeinsam nächtlich verzehrte Apfel jedes Mal zum Liebesapfel, der Genüsse nach sich zieht, die alle Äpfel der Welt nicht aufzuwiegen vermögen?“ Glücklicher Collega! Sein dunkler Blick streifte maliciös den Ehegatten, der sich verlegen den Kopf kratzte, und blieb dann

hengend auf Tinas schönem Antlitz hasten, das in Carmin getaucht schien. Die Hand, welche den Apfel schälte, zitterte. Wie durfte es der freche Mensch wagen, solche Bemerkungen zu machen?

„Je nun,“ meinte Doktor Weißlich, „wir sind nicht mehr jung, d. h. pardon, ich bin nicht mehr jung und da, und da . . . na ja, das ist eben nicht anders.“

Doktor Coëni lachte jetzt laut auf, während Tina die weiße Stirn in finstere Falten legte; doch wurde ein Ausbruch ihres Zornes durch das Eintreten des Mädchens verhindert, welches zu melden kam, Herr Doktor Weißlich möchte schleunigst zu einem fern wohnenden, sehr gefährlich erkrankten Patienten kommen.

Tina blieb mit Doktor Coëni allein. Das Herz klopfte ihr stürmisch und drohte die Brust zu sprengen. Sie hätte gewünscht, er wäre mit ihrem Manne weggegangen. Sie fühlte, wie ihr Körper vom Kopf bis zur kleinen Zehe eiskalt wurde, um gleich darauf wieder zu erglühen, und, ohne recht zu wissen, was sie that, reichte sie ihrem Vis-à-vis statt der geschälten Apfelscheiben nur die Schalen. Dem jungen Doktor kam die durch den Zufall geschaffene Situation sehr gelegen. Der rechte Moment war gekommen, um sein Ziel zu erreichen. Sie waren ganz allein, die Lampe verbreitete nur ein gedämpftes, mildes Licht, die Dienerin hatte sich entfernt. Rasch entschlossen setzte sich Doktor Coëni neben Tina auf's Sopha und umfaßte die üppige Gestalt.

„Ich habe Dich lieb“, flüsterte er, „und verstehe mehr, als nur Äpfel essen. Tina, schöne, reizende Tina, willst Du so thöricht sein, das Pfund Deiner Schönheit vollständig zu vergraben, ohne damit zu wuchern, Dir und mir zur namenlosen Wonne?“

Das schöne Weib wand sich im vergeblichen Widerstande. Eisern war seine Faust, eisern sein Wille, und Tina widerstrebte nur mit dem physischen, nicht mit dem moralischen Willen; da mußte sie unterliegen.

Seit jener Zeit schälte Tina ihrem Manne in der Nacht so viel Äpfel wie er wollte, mit der freundlichsten Miene, ohne sich jemals zu beklagen. Ihren Lohn dafür erhielt sie von anderer Seite.

Vielleicht hätte sie auch ohne die nächtliche Passion ihres Gatten eines schönen Tages ihrem gluthängigen Liebhaber Alles gewährt; aber gewiß ist Dies nicht. Der Zufall spielt eine so große Rolle in unserem Leben . . .



### Lebensphilosophie.

Alles, Alles ist mir Wurst.  
Wünsche nicht gar viel auf Erden,  
Fürchte mich nicht vor Beschwerden,  
Fürchte Hunger nicht und Durst.  
Hunger nicht und Durstes Qual,  
Ist doch keine Zuckerlecke  
Leben. Unter seid'ner Decke  
Schläft nur die geringste Zahl.

Plagen sich ist Menschenloos,  
Schrecke nicht davor zurücke,  
Doch ich brauch' zu meinem Glücke  
Eines Mädels Blüthenschooß.

Blüthenschooß und feuchsten Kuß!  
Hab' in Mühsal ich gerungen,  
Will ich schwelgen, heiß umschlungen,  
In dem süßesten Genuß. M. K.



### Wenn man zerstreut ist.

Eine Badegeschichte von P—nn.

Bei 36 Grad im Schatten traf Baron Lindenthal in Baden-Baden ein und wie es seit Jahren seine Gewohnheit war, ließ er sich geradenweges nach dem „Grand Hôtel“ führen. Obgleich bald 10 Uhr Morgens war, lag der Gasthof doch noch in tiefer Stille da.

Als der Wagen hielt, eilte der Patron, Herr Perdrigaux, ein Biedermann aus der französischen Schweiz herbei.

— Oh, sehr erfreut, Herr Baron! Ich sagte mir ja, die Saison könne unmöglich zu Ende gehen, ohne daß Sie kämen.

— Ich danke Ihnen, Herr Perdrigaux. Meine Frau wohnt hier?

— Ja, Herr Baron. Sie hat die Zimmer Nr. 19 und 23, die sich auf den Salon Nr. 21 öffnen. Sie werden da sehr gut untergebracht sein. Die Frau Baronin bewohnt das Zimmer Nr. 23. Mich dünkt, Sie werden von ihr erst für den Abend erwartet und darum schläft sie noch.

— Ich habe es vorgezogen, des Nachts zu reisen. Doch wie kommt es, daß so tiefe Stille herrscht?

— Oh, Herr Baron, es ist so heiß, daß man nicht vor vier Uhr Morgens zu Bette geht. Man verweilt im Spielsaal oder soupiert in der „Blumen-Villa“, und dann bleiben die Damen tagsüber in ihren Gemächern, um erst gegen 5 Uhr wieder zum Vorschein zu kommen.

— Lächerliche Gewohnheiten! brummte der Baron. Das muß anders werden. Führen Sie mich in mein Zimmer.

Von dem Hôtelier geleitet begab sich der Baron in seine Wohnung hinauf, betrat auf den Fußspitzen das Zimmer Nr. 19, schlich durch den Salon Nr. 21 und öffnete mit großer Behutsamkeit die Thür von Nr. 23, wo seine Frau ruhte. Die Vorhänge von rosa Andrinople waren geschlossen und ließen das Tageslicht nur durch einen rosa Schleier in das Zimmer. In dem breiten Himmelbett von geblümter Crestonne lag die Baronin lächelnd, den rechten Arm unter dem Nacken und fast entblößt; denn das à la bébé ausgeschnit-



— Gut erholt, Fifi?  
 — Ach, mein Arzt hat mich schändlich getäuscht . . .  
 hat mich in ein Heilbad für Frauen geschickt . . .



— Eine schöne Frau ist nur schön und anmuthig ;  
 ein schöner Mann aber ist auch noch stark . . .  
 — . . . und unaustauschlich !

tene feine Battisthemd war von einer Schulter herabgeglitten und ließ so den vollen, schneeweißen Busen unverhüllt. Mit Entzücken und Zärtlichkeit betrachtete der Baron sein schönes Weib und ein Schauer lief ihm über den Rücken, ein Schauer, über dessen Bedeutung er mit sich im Reinen war. Er eilte in sein Zimmer zurück und holte seine Toilette-Gegenstände aus einem Handkoffer hervor ; dann entledigte er sich schleunigst seiner Reiskleider, rasirte sich, parfümirte sich reichlich, schlüpfte in ein langes, zierliches Hemd von blauer Seide und begab sich wieder auf Nr. 23, wo er als Herr des Hauses sachte an der Seite seiner schlafenden Gemahlin Platz nahm.

Es folgte ein dumpfes Gemurmel, ein unruhiges Hin- und Herwerfen von Seite seiner Frau, dann ein heftiger Nuck und — nun hatte er nichts als ein Vorgebirge von Schnee vor sich. Trotz dieses offenkundigen Zeichens von Mißachtung wollte der Baron beweisen, daß dieser Mondschein-Effekt nicht im Stande sei, die Sonne seiner Leidenschaft zu verdunkeln und er fand Mittel, diesen schönen schlafenden Körper zu beleben. Wir müssen der Baronin Gerechtigkeit widerfahren lassen. Trotz ihres Halbschlummers fügte sie sich willig den Wünschen ihres Gatten. Sie öffnete nicht die Augen, rief aber zweier- oder dreimal Mama ! mit einer Ueberzeugung, welche dem Baron bewies, daß sie bei der Sache war.

Nach diesem Intermezzo bemächtigte sich ihrer der Schlaf fester denn vorher. Der Baron aber sagte sich : — Für heute will ich sie nicht weiter stören ; morgen aber werde ich ihre Gewohnheiten ändern.

Da er von dem Gastwirth erfahren hatte, daß die Pa-

ronin schwerlich vor vier Uhr mit ihrem Gefolge von Verehrern in der Blumen-Villa erscheinen werde, kleidete er sich an und ging aus, um den Tag todzuschlagen, so gut es eben gehen würde. Er machte lange Spaziergänge, dann hörte er im Kuriaal geduldig den Vorträgen der Wiener Damen-Kapelle zu, dann blickte er eine Weile in den Spielsaal, wo er mit verschiedenen Bekannten plauderte und endlich, gegen vier Uhr, begab er sich in die Blumen-Villa und ließ sich daselbst an einem Tische nieder. Er wandte kein Auge von der Eingangspforte, bei welcher die Baronin erscheinen mußte. Und er gedachte mit stiller Wonne des entzückenden Wiedersehens, das sie heute Morgens gefeiert hatten.

Doch plötzlich erhob er sich lebhaft. Seine Frau kam in der That, frisch, rosig und lächelnd, umgeben von einem Schwarm Freunde, die sie umflatterten. Als sie ihren Gatten erblickte, drückte ihre Miene weniger Freude, als ein tiefes Erstaunen aus.

— Wie ? Du hier ? rief sie aus. Welche Ueberraschung ! Um wie viel Uhr bist Du denn angekommen ? Ich erwartete Dich erst mit dem Abendzuge ! . . .

Wäre der Blick zu seinen Füßen niedergefahren, der Baron hätte nicht mehr betroffen sein können, als von diesen zumindst seltsamen Fragen.

— Wußtest Du denn nicht, daß ich angekommen bin ? stammelte er.

— Wie sollte ich es denn wissen ?

— So erinnere Dich doch ! . . . heute Morgens war

ich in Deinem Zimmer . . . hielt Dich in meinen Armen . . .  
Du sagtest mir: Mama!

— Wie? Du warst Das? rief die Baronin unbesonnen.  
Und um diesen naiven Ausruf zu corrigiren, der wohl  
geeignet war, dem armen Baron zu denken zu geben, fügte  
sie hinzu:

— Vergib mir, mein Freund! aber wenn ich schlafe,  
bin ich so zerstreut . . .

### Bertha.

Sie ist nicht reich und wenig schön,  
Doch schlank wie die Gazelle,  
Ihr Auge leuchtet wie im Föhn  
Des Alpsees grüne Welle.

Ihr blondes Haar umfliehet reich  
Der Schulter weiße Firne  
Und schmiegt sich lockig, voll und weich  
Am ihre edle Stirne.

Ihr Mündchen ist ein Wunder fast,  
So rein, so fein, so zierlich,  
Ihr Küßchen tänzelt voller Haß,  
Kokett und doch manierlich.

Mag Mancher d'rum auch lächelnd seh'n,  
Zieh' ich mit ihr vorüber, —  
Ich habe mehr als er geseh'n  
Und liege tief im Fieber!

Omar Pascha.

## Das Glück der Armen.

Von Armand Silvestre.

### I.

Die Liebe bedarf nicht des Geldes, um glücklich zu sein“  
— so lautet einer der lächerlichsten Ansprüche des  
Herrn Scribe. Lächerlich finde ich ihn, weil eine schreckliche  
Naivetät sich darin äußert, wie das Beispiel von Achille  
und Mélina beweist. Wer ist Achille? wird man fragen.  
Ein wackerer Schullehrer in einer Ortschaft an der elsässischen  
Grenze, der nichts Anderes besaß, als sein Jahresgehalt von  
achthundert Francs, seine 25 Jahre, eine blühende Gesund-  
heit, eine gefällige Figur und ein heiteres Naturel. Und  
Mélina? Mélina war die legitime Ehegattin dieses Achille,  
die eine Mitgift von rund 500 Francs besaß, dazu viel na-  
türliche Schönheit, 18 Jahre, ein Embonpoint, das etwas zu  
früh gekommen war, aber nichtsdestoweniger sehr angenehm  
wirkte, weil es von marmorfesten Linien umschlossen war. Nun  
brauche ich dem Leser nicht erst besonders zu sagen, daß die  
Beiden sich aus Liebe geheirathet haben, nicht ohne dadurch  
das Mißvergnügen der beiderseitigen Familien zu erregen.  
„Sie werden Hungers sterben sammt ihren Kindern“ — sagten  
die zärtlichen Verwandten. Allein, das Pärchen war auf seiner  
Huth und sparte sich das Kinderhaben für später auf; sie be-  
gnügten sich, aus dem schönen Gute, das die Natur ihnen  
verliehen, reizende Blumen anstatt schwerer Früchte zu gewinnen.

Sie hatten bisher von dem Gehalte des Mannes gelebt  
und die bescheidene Mitgift der Frau unberührt gelassen.  
Allein diese verdammte Pariser Ausstellung, zu der die Könige  
aus den fernen Wüsteneien pilgern, brachte auch unser junges  
Pärchen um seine Ruhe. Wie? sie allein sollten diesen Eiffel-  
thurm nicht sehen, der gleichsam ein über Paris leuchtender  
Stern ist, und die wunderbaren Kuppeln, in welchen das

Genie unserer Zeit seine männliche Kraft äußert, und diese  
Kairo-Straße, wo die Esel des Orients ihre Akademie halten,  
und diese Wunder japanesischer Keramik, und die Almeen, die  
mit entblößtem Bauche tanzen, und die Spanierinnen, die den  
Hintern schütteln, und was weiß ich noch? Wozu sind denn  
die Vergnügungszüge erfunden worden? Gewiß, auch sie wer-  
den, gleich aller Welt, bei diesem allgemeinen Steldichein der  
Völker sich einfinden. Achille verlangte und erhielt einen zwei-  
wöchentlichen Urlaub; Mélina legte die erste Bresse in ihr  
Kapitälchen, um sich eine schöne Toilette anzuschaffen, dann  
fuhren sie wohlgemuth ab, den Rest ihres kleinen Schatzes  
mitnehmend, und unbekümmert um künftige Tage. Glückliche  
Diejenigen, die so reisen und die einzelnen Stationen ihres  
Weges mit Küßen bezeichnen! Herr v. Rothschild mit seinen  
prunkhaften Sonderzügen ist fürwahr weniger zu beneiden, als  
dieses Pärchen.

### II.

Mélina war erstaunt und entzückt wie ein Kind angesichts  
der in der Ausstellung und in Paris angehäuften Herrlich-  
keiten. Man hatte viele Mühe sie zu überzeugen, daß nicht  
der Volksfänger Paulus der Präsident der Republik sei.  
Achille war aufmerksam gegen seine junge Frau, wie ein zärt-  
licher Liebhaber. Er kaufte ihr holländische Lebkuchen und ließ  
sie in einem Korbwägelchen herumführen, das von einem jun-  
gen Annamiten gezogen wurde. Kurz, er ließ sich zu allerlei  
kostspieligen Kindereien verleiten, so daß ihm knapp so viel  
Geld in der Tasche blieb, als sie zur Rückreise brachten.

Sie fuhren heim, wie sie gekommen waren, in einem  
dichtgefüllten Waggon, wo sie Wurstzeug aßen, dessen zweifel-  
hafte Güte sie gar nicht beachteten, weil sie nicht aufhörten,  
sich zu küssen und zu kosen, als ob sie in dem Coupé allein  
säßen und ihre Hochzeitsreise machten.

Als sie am frühen Morgen in ihre bescheidene Behau-  
sung heimkehrten, feierten sie in ihrem guten, bequemen Ehe-  
bette ein Wiedersehen, als ob sie seit sechs Monaten getrennt  
gewesen wären. Dann erhob sich Achille, dessen Urlaub zu  
Ende ging, um sich in seine Dorfschule zu begeben.

— Wie viel Geld ist Dir geblieben? fragte Mélina  
in sorglosem Tone.

Er suchte in seinem Gilet der Form halber, denn er  
wußte wohl, daß er nichts darin finden werde.

— Nicht ein Sou! sprach er mit vieler Gemüthlichkeit;  
aber ich werde morgen das Geld für eine Lektion bezahlt er-  
halten.

— Das wird morgen sein; was werden wir aber heute  
zu Mittag essen?

— Küße, erwiderte er heiter.

Und ehe sie sich trennten, entwarfen sie unter kindlichem  
Gelächter das Menu eines sehr reichen Dinners: keine Suppe,  
aber sehr viel hors-d'oeuvre, den bewußten Braten mit saison-  
mäßigem Salat, (ein Dichter hat gesagt, daß die Liebe in jeder  
Saison gut sei!) endlich ein überaus leckeres Dessert. Dazu  
wird man den schäumenden rothen Wein froher, lebenskräftiger  
Jugend trinken.

— Trachte, daß Alles fertig sei, bis ich nach Hause  
komme! rief Achille lachend von der Thürschwelle zurück; —  
und gib Acht, daß kein Gericht angebrannt werde!

### III.

Während ihrer Reise hatten Achille und Mélina ihren  
ganzen Vorrath an reiner Wäsche verbraucht. Mélina, die eine  
tüchtige Hauswirthin war, beschloß, sogleich das Nöthigste  
auszuwaschen. In einen breiten Trog von Weißblech, der  
solchen Zwecken diente, schüttete sie frisches, klares Wasser und  
indem sie auf einen Sessel daneben die Seife bereit legte,  
sagte sie sich, daß es geziemend wäre, mit ihrem eigenen Hemde  
den Anfang zu machen. Dies ist eine Sache lieblicher Kofet-  
terie und keineswegs des Egoismus, wie man vielleicht glauben

mag. Nachdem sie die Vorhänge sorgfältig zusammengezogen und dabei das Fenster offen gelassen hatte, weil das Wetter herrlich war, zog sie das wichtige Kleidungsstück aus, das sie allein noch anhatte. Auf ihrem schmiegsamen, jugendlichen Körper, der wohl gepolstert war überall, wo selbst ein Blinder etwas zu suchen weiß, spielte der durch den Spalt der Vorhänge hereinfallende Sonnenstrahl, gleichsam ein Widerschein ihres goldblonden Haars. Denn im Gegensatz zu meinen sonstigen Heldinnen war Méline blond; doch da Achille ihr Lager theilt, nicht ich, so hat mich Das nicht weiter zu kümmern. Meine Leser, die ich so arg verwöhnt habe, erwarten nun von mir, daß ich Ihnen all' die köstlichen Schätze schildere, welche die feinsche Méline durch diese einfache Bewegung enthüllte; allein Achille ist mir sympathisch und ich will ihn nicht kränken, darum unterlasse ich jede nähere Schilderung.

Nachdem sie ihr Hemd abgelegt, blieb Méline einige Augenblicke in Nachdenken versunken, wie es bei feinschen Seelen vorzukommen pflegt. Sie setzte sich an den Rand der Kufe nieder, aus der sie je nach Bedarf ihren Trog mit frischem Wasser zu füllen gedachte. Und das Gesicht, das sich da in dem klaren, flüssigen Inhalt der Kufe spiegelte, war fürwahr ein schönes, obgleich ihm die Nase fehlte.

Doch krach! da wird plötzlich die Thüre geöffnet und die arme Méline fällt in ihrer Ueberraschung rücklings in die Kufe, daß das Wasser hoch aufspritzt. Es war dieser ungeschickte Achille, der früher, als man ihn erwartete, heimgesetzt war, von einem wüthenden Appetit nach dem köstlichen Mahle getrieben, das man ihm verheißen hatte.

Darum rief er denn auch, ohne den kleinen Unfall seiner Frau zu beachten, heißhungrig aus:

— Nun, Liebste, ist der Tisch gedeckt?

Méline hatte sich von ihrem Schrecken schon erholt und erwiderte laut lachend, daß die Wassertropfen auf ihren Brüstchen tanzten:

— Ja, mein Schatz, ich will nur erst die Melone einfühlen!

### Caviar-Schnitten.

Unter Balleidamen.

— Gisela, willst Du morgen bei mir frühstücken?

— Unmöglich, liebste Bella; ich soupire heute mit meinem Baron.

\*

Auch eine Anfrage.

Graf Nuschki zur Turmizi:

— Sagen Sie mir, Mizi? . . .

— Was denn, Herr Graf?

— Wo werde ich morgen Früh aufwachen?

\*

Der Fortschritt der Wissenschaft.

Der alte Graf N., der vor Kurzem eine hübsche Frau von 20 Jahren genommen, sehnt sich nach einer Wiederkehr der Jugend. Er kommt auf den ausgezeichneten Gedanken, den gelehrten Brown-Séguard, den Erfinder der Theorie von der Blut-Transfusion, zu konsultiren.

— Nichts ist leichter, sagt der Gelehrte, nachdem der Graf ihm seinen Fall auseinandergesetzt hat; geben Sie mir Ihren Arm, ein Stich wird genügen.

— Mit Verlaub, sagt der Graf, ich möchte nicht, daß man mir die Jugend eines Kaninchens oder Meerschweinchens einflöße; ich würde mich dessen schämen. Ich möchte eine edlere, imponantere Jugend haben.

— Wollen Sie Stierblut haben?

— Ja, Stierblut! Stechen Sie zu, lieber Professor! Einen Monat später erschien der Graf wieder bei dem Gelehrten.

— Nun? fragte dieser, sind Sie zufrieden? Hat die Sache gewirkt?

— Gewiß, erwiderte der Graf; aber die Wirkung ist eine der erwarteten ganz entgegengesetzte.

— Wieso?

— Betrachten Sie nur meine Stirne; alle meine Freunde versichern mir, daß rechts und links je eine hornartige Protuberanz zu sehen ist . . .

\*

Ein Stoßsenfzer.

Gräfin F. nach dem Souper, in ihrem Boudoir allein:

— Wie traurig ist's, wenn man für das vom Selt erhitze Herz nichts Anderes zum Abkühlen findet, als ein kaltes Fußbad! . . .

### Die schöne Luciole. (3)

Roman von Charles Aub. rt.

Nach kurzem Zögern sprach das Mädchen:

— Ich sterbe vor Neugierde, das Gemach zu sehen.

— Oh, Das kann ja geschehen, erwiderte der Baron, indem er die Thüre öffnete.

Luciole war bleich vor Neugierde; sie fiel von einer Ueberraschung in die andere und Alles was sie sah, erregte ihren Neid. Sie war glücklich, auf diesen Teppichen herumtrippeln und Alles berühren zu dürfen.

Mit einer kindischen Freude warf sie sich in die Fauteuils und betrachtete sie sich lange in den Spiegelthüren der Spinde; dann eilte sie zum Toilette-Tische, entforste alle Fläschchen, roch zu allen Parfüms und strich sich reichlich mit Meispulver ein.

Dann bewunderte sie das im Style Louis XV. gehaltene Bett, erstaunte über die Spitzen, mit welchen die Kissen besetzt waren, und völlig berauscht von diesen tausend Nichtsen, — köstlichen Ueberflüssigkeiten, welche die weibliche Koketterie erdacht hatte — konnte sie den Ruf nicht unterdrücken:

— Oh, wie gut muß es doch sein, Reichthum zu besitzen!

In diesem Augenblicke legte ihr der Baron sanft den Arm um den Leib und indem er sie mit leidenschaftlich glühenden Augen anblickte, flüsterte er:

— Nun denn, wenn Sie wollen . . .

Und da Luciole eine abwehrende Bewegung machte, fügte er hinzu:

— Oh, Sie wissen wohl, daß ich Sie zum Sterben liebe!

— Und Ihre Frau?

— Was liegt an meiner Frau! Existirt sie jetzt für mich?

— Sie lebt so sehr, daß wenn sie jetzt ankäme, ich fliehen müßte wie eine Diebin.

— Nein, fürwahr! Ihrthalben würde ich der ganzen Welt trotzen!

In diesem Augenblicke trat ein Diener ein

— Ein Telegramm für den Herrn Baron.

Herr von Firminy strampfte wüthend mit dem Fuße, als er das Telegramm gelesen hatte; dann wandte er sich kühl zu dem Diener und sprach:

— Man soll anspannen! die Frau Baronin trifft mit dem Mitternachtszuge ein.

Als der Diener das Gemach verlassen hatte, sprach Luciole lachend:

— Nun, sie läßt nicht lange auf sich warten.

— Parbleu! sie hat es stets verstanden, mir unangenehm zu sein. Doch beruhigen Sie sich nur; ihre Ankunft vermag an meinen Entschlüssen nichts zu ändern. Luciole, ich bin reich . . . ich liebe Sie . . . verfügen Sie über mein Leben! . . .

Als das Mädchen sich anschickte zu antworten, ließ die heisere Stimme Frigonlets sich vernehmen:

— He, Luciole! He, Herr Baron! Rasch, rasch! das Festmahl ist aufgetragen! . . . Vorwärts, hop! hop! sogleich wird angefangen!

Alle Drei lenkten ihre Schritte nach dem Speisesaale, wo die Gaufler durch eine überreich besetzte Tafel in das höchste Entzücken versetzt wurden.

Von einem wüthenden Hunger getrieben aßen sie anfangs stillschweigend; nur von Zeit zu Zeit, wenn eine neue Schüssel aufgetragen ward, gestatteten sie sich einen Ausruf der Befriedigung. — Endlich konnten sie sich für die harten Entbehrungen schadlos halten, die sie seit so langer Zeit erduldet.

Mit wunderbarer Behendigkeit ausgerüstet verloren sie nicht eine Sekunde und legten die Gabel nur weg, um zu dem Glase zu greifen und hörten nur auf zu trinken, um im Essen fortzufahren.

Die Flaschen und Schüsseln leerten sich mit einer Geschwindigkeit, die ans Märchenhafte grenzte. Die erstaunten Diener genügten nicht mehr, um die Flaschen zu entorken und die Schüsseln zu ersetzen, die oft völlig blank hinausgetragen wurden.

— Man lasse mir nur denselben Teller! rief Frigonlet; wozu damit die Zeit verlieren?

Und die Mageren fuhren fort, Alles zu verschlingen, was ihnen vorgesetzt ward; und dies geschah mit einer Geschwindigkeit, daß man sie für Zauberer hätte halten mögen. Die Diener fragten sich beängstigt, ob die Vorräthe des Schlosses auch ausreichen würden? Doch obgleich Rodion und Chambardas furchtbare Esser waren, konnte es Niemand mit Frigonlet aufnehmen. Er vertilgte unglaubliche Massen von Speisen; sein Tricot-Anzug plagte an zwanzig Stellen, sein Bauch war aufgedunsen, wie ein geblähter Schlang. Alle Gesichter waren roth, lachten und strahlten von Fett und Wohlbehagen.

Kurz vor Mitternacht erhob man sich von der Tafel.

Der Baron benötigte einen günstigen Augenblick, um Luciole zuzuslüstern:

— Bewilligen Sie mir eine kurze Unterredung?

— Nein; morgen. — Fahren Sie Ihrer Frau entgegen, fügte sie ironisch hinzu.

— Ich bitte Sie! . . .

— Nein!

Dieses Nein ließ keinen weiteren Widerspruch zu.

Zu diesem Augenblicke erschien ein großes, braunes Mädchen, um Fräulein Luciole in das rosa Zimmer zu geleiten, welches eines der schönsten im Schlosse war.

V.

Die Belagerung des rosa Zimmers.

Die Nacht war herrlich; allmählig verstummte der Lärm, erloschen die Lichter und das Schloß lag in Stille und Dunkel getaucht.

Da ward ein Fenster geöffnet und eine Frau, in ein weißes Nachtkleid gehüllt, lehnte sich an die Brüstung des Balkons.

Es war Luciole.

In ihrem Kopfe gab es ein solches Wirrsal von Gedanken, daß sie nicht an Schlaf denken konnte.

Als das schöne Mädchen das Zimmer betreten hatte, das für sie bereit stand, begab sie sich entzückt zur Toilette und sie hatte alsbald von allen Parfums Gebrauch gemacht. Sie schlüpfte in ein mit kostbaren Spitzen besetztes Reignoir und die Kammerfrau machte ihr für die Nacht eine Frisur, die ihrem schönen Gesichte vortrefflich ließ.

Nie hatte Luciole sich so schön gefunden.

Sie verabschiedete die Dienerin, um sich behaglich und ungestört in dem Spiegel zu betrachten. Entzückt von ihrer eigenen Schönheit hatte sie sich lange bewundert und sich lächelnd Kuschhändchen zugeworfen.

Groß und schlank gebaut, von einer vollkommenen Regelmäßigkeit der Formen, war Luciole wahrhaftig schön; aber es war eine seltsame, fast unerklärliche Schönheit, eine Art sinnverwirrender Vision, die man nicht wieder vergessen konnte und bei deren Anblick man erschauerte. Ein Gesicht von tiefer und doch nicht krankhafter Blässe, ein kleiner Mund mit feingeschnittenen, blutrothen Lippen; dicht darüber die etwas starke Nase; sehr große, von langen Wimpern beschattete, grüne Augen voll Licht und Schimmer, mit gelbigen Reflexen, wahre Pantheraugen, kalt und grausam; ein überreiches Haar von jenem Rothblond, von welchem gleichsam flüßiges Metall widerstrahlte. Die Form ihres oben breiten, dabei sehr kurzen Kopfes, der in einem Sinn von vollendeter Anmuth auslief, vervollständigte ihre eigenartige Schönheit, welche zugleich an die Madonnen Rafaels und an die Tiger der Wüste erinnerte.

Man konnte sie nicht schauen, ohne von wahnsinniger Begierde und zugleich von einer unbestimmten Furcht erfaßt zu werden. Es war ein zweifacher Reiz, der unsagbare Wonnen und zugleich unbekannte Gefahren verhieß.

Von Stolz erfüllt hatte Luciole eine unklare Vorstellung von dem Zauber, den sie auf die Männer ausübte und schon seit langer Zeit stiegen ihr heiße Dämpfe von Ehrgeiz zu Kopfe.

Der Mond erstrahlte an einem Nachthimmel, an dem es kleine Wölkchen gab und warf einen blassen, zitternden Widerschein auf den Spiegel des Zeichens, der in der Mitte des Schloßgartens lag. Im Hintergrunde, hinter einem Vorhange von großen Pappeln floß ein Bächlein, stellenweise recht tief, fast verborgen unter den Bäumen, die sich über ihm zu einem grünen Gewölbe vereinigten.

Rechts und links breitete sich der Park aus, von nächtlichem Schatten und dem Beben des Laubes erfüllt.

— Ach, warum bin ich nicht die Baronin! seufzte Luciole.

(Fortsetzung folgt.)